

20. Juli 2005, Neue Zürcher Zeitung
Wo Mythen aufeinander stossen

In Lemberg beginnt man das Erbe der früheren Bewohner als Reichtum zu begreifen

Wolhynien und Ostgalizien, die Regionen der Ukraine an Polens Ostgrenze, pflegen das kulturelle Erbe ihrer ethnisch einst sehr gemischten Einwohnerschaft. Schwieriger ist das Gedenken an die blutigen Konflikte des 20. Jahrhunderts. Die gegensätzlichen Opfermythen zweier Nationen prallen hier unvermittelt aufeinander.

Wer nach Lemberg kommt, in Polens frühere Ostgebiete also, um zu fragen, wie die heutigen Einwohner mit der Hinterlassenschaft der früheren umgehen, wird schnell eines Besseren belehrt. «Es geht hier nicht nur um das Erbe der Polen», sagt Iwan Swarnyk, Historiker am Zentralen Staatsarchiv. «Es geht hier um das Erbe vieler Völker: Wir waren die am meisten multinationale Stadt Europas. Jedes Volk soll hier seine Denkmäler haben!» In der Tat: Etwa seit 1253, als Fürst Danylo von Galizien-Wolhynien von einem päpstlichen Legaten zum König gekrönt wurde, strömten Siedler in diese Gegend. Neben Ostslawen und Polen waren es vor allem Deutsche, Juden und Armenier. Zwar setzte bald der politische Niedergang Galizien-Wolhyniens ein, und Polen gelang es, sich das Land anzueignen. Über Jahrhunderte gehörte es zur polnisch-litauischen Adelsrepublik. Doch stellten die Polen auch 1939 in Lemberg nur etwa die Hälfte der Einwohnerschaft, die Juden ein Drittel. Die Ukrainer lebten vor allem auf dem Lande.

Polnisch und habsburgisch

Im 19. Jahrhundert wurde Galizien (nach der Aufteilung Polens) von den Habsburgern, das nördlich angrenzende Wolhynien von den Romanows regiert. Lemberg war nach Wien, Budapest und Prag die viertgrösste Stadt der k. u. k. Monarchie. Das Opernhaus, wie so viele in der Region um die Jahrhundertwende von den Wiener Architekten Helmer und Fellner entworfen, zeugt bis heute von dieser Zeit. Ebenso das neue «Wiener Kaffeehaus» in Sichtweite der Oper. In dem einen oder anderen Altstadtcafé hängen noch Landkarten dieses gelobten Landes. Über lange Zeit haben freilich polnische Herrscher oder polnische Eliten der Stadt ihren Stempel aufgedrückt. Das kürzlich restaurierte Palais Potocki oder das Palais Lubomirski am Marktplatz tragen die Namen polnischer Adelsgeschlechter. Auf dem Berg, auf dem die Burgruine weit über die Altstadt hinausragt, stand einst eine Burg aus Holz, von Danylo erbaut. Wenig später, Ende des 14. Jahrhunderts, liess der polnische König Kasimir «der Grosse», dem der Ruf anhaftet, ein Polen aus Holz vorgefunden und eines aus Stein hinterlassen zu haben, an derselben Stelle das steinerne «Hohe Schloss» errichten, das bis zu seiner Schleifung unter den Österreichern Bestand hatte.

Kaum ein Bauwerk verkörpert das Dilemma, wie mit der Stadtgeschichte umzugehen sei, besser als die Ruine des «Hohen Schlosses», eines der Wahrzeichen der Stadt. Bürgermeister Ljubomyr Bunjak hat die Bürger mit der Ankündigung aufgerüttelt, das Schloss für umgerechnet gut drei Millionen Euro wiederaufbauen zu wollen. Allein - nach welchem Muster? Von dem alten galizischen Bauwerk ist, sagt Swarnyk, kein einziges Bildnis überliefert, lediglich von dem späteren Bau aus polnischer Zeit. Ob es überhaupt je zum Wiederaufbau kommt, steht dahin; vor allem unter der Intelligenzia regt sich heftiger Protest gegen das Prestigeprojekt.

Der Streit steht in Zusammenhang mit der im Mai 2006 anstehenden 750-Jahr-Feier der Stadt. Lemberg erwartet einen Geldsegen aus Kiew von umgerechnet 20 Millionen Euro, grossenteils für Städtebau- und Denkmalschutzprojekte - so etwas hat die Stadt seit Jahrzehnten nicht gesehen. Das Geld will gut angelegt sein. Andri Saljuk, einer der umtriebigen Denkmalschützer der Stadt, zeigt voller Schmerz auf die Bürgerhäuser, die - von Renaissance bis Jugendstil reichend - den Marktplatz und die anliegenden Strassen

zieren. In diese begehrten Wohnungen zogen 1944/45, als Ostgalizien sowjetisch wurde, vielfach die Angehörigen der Nomenklatura ein. Nach 1991 wurden die Wohnungen zu günstigen Bedingungen privatisiert. Für Satellitenantennen hat das Geld gereicht, doch die meisten Fassaden sind bis heute nicht renoviert. Ein anderer Pflegefall ist die im 14. Jahrhundert erbaute armenische Kathedrale. Jelena Grigorjan, die Pfarrfrau, zeigt uns darin die Wandmalereien Jan Henryk Rosens, die an dessen Zeitgenossen Klimt erinnern, und die Mosaiken Jozef Mehoffers - beides bedeutende polnische Künstler. Im Kirchhof nagt der Zahn der Zeit an einer drei Meter hohen Kreuzigungsgruppe, ganz aus Holz. Sie wird bald zerfressen sein, wenn nichts geschieht.

Wohl nur von einem grossen Sanierungsfall kann behauptet werden, dass er abgeschlossen ist. Die Rede ist von dem berühmten polnischen Soldatenfriedhof, dem Friedhof der «Lemberger jungen Adler». Es waren dies junge Polen, die 1918, als das Habsburgerreich unterging, in den polnisch-ukrainischen Kämpfen um die Stadt fielen. Auch Opfer des polnisch-sowjetischen Krieges von 1920 liegen hier. In sowjetischer Zeit wurde das Gelände verwüstet. Schon 1990 begannen die Bemühungen von polnischer Seite, den Friedhof wieder herzurichten. Doch selbst wenn Warschau und Kiew wollten - der Stadtrat von Lemberg legte sich quer. Erst die «orange Revolution» und die darauf folgende polnisch-ukrainische Verbrüderung brachten den Durchbruch: Am 24. Juni eröffneten die Präsidenten Aleksander Kwasniewski und Wiktor Juschtschenko in Begleitung von Geistlichen aller Konfessionen der Region und des Warschauer Rabbiners den Friedhof.

Ein Friedhof als Ort der Versöhnung

Es war eine bewegende Feier vor allem für Tausende angereister Polen. Zugleich eröffneten die Präsidenten, wie um das Gleichgewicht zu wahren, eine angrenzende Gedenkstätte für die 1918 unterlegene «Ukrainische Galizische Armee». Die Feiern indes konnten nur notdürftig darüber hinwegtäuschen, wie hart hier die Geschichtsbilder aufeinander prallen. Beide Seiten sprechen davon, sie hätten 1918 «Lemberg verteidigt»; der Glaube, damals im Recht gewesen zu sein, unterscheidet diese Aussöhnung markant von der deutsch-polnischen. Die Worte «Wir vergeben und wir bitten um Vergebung», 1965 von den polnischen an die deutschen Bischöfe gerichtet und in Lemberg von polnischen und ukrainischen Bischöfen bewusst wiederholt, in ihrer Reziprozität sind hier ganz besonders berechtigt.

Der Streit zwischen beiden Seiten um die Gestaltung der Grabplatte für den Unbekannten polnischen Soldaten, 1918 «gefallen für das Vaterland», konnte nicht restlos ausgeräumt werden. Das militärische Gepränge der angereisten polnischen Armee-Einheiten gab der Zeremonie eine unnötige Schärfe. Da mochte Kwasniewski noch so oft beteuern, bei dieser Friedhofseröffnung gebe es «weder Sieger noch Besiegte» - etliche Ukrainer sahen ihre Nation an diesem Tag in der Defensive gegenüber einem Nachbarn, der durch seine tausendjährige Staatlichkeit und durch sein hegemoniales Ausgreifen nach Osten immer wieder der Stärkere gewesen war.

Als Juschtschenko und Kwasniewski an der Gedenkstätte für die Ukrainer Schulter an Schulter vor den Kränzen verharren, sucht plötzlich die Hand des Polen fast schüchtern jene des Ukrainers und ergreift sie. Kein so eindrucksvolles Bild für die Geschichtsbücher wie jenes von Kohl und Mitterrand in Verdun, aber gewiss ein mutiger Schritt. Vor zwei Jahren hatte Kwasniewski bereits mit dem damaligen Präsidenten Leonid Kutschma in Wolhynien Versöhnung gefeiert - über den Gräbern Zehntausender Polen, die dort 1943 «ethnischen Säuberungen» durch ukrainische Partisanen zum Opfer gefallen waren. Damals konnte man den Eindruck gewinnen, hier finde eine «Versöhnung von oben» statt. Und diesmal in Lemberg? Volkes Stimme zeugt von Versöhnungsbereitschaft. «Gut, dass die Polen endlich ihren Friedhof haben.» Nicht zuletzt die «Revolution in Orange» hat die Herzen geöffnet für die Aussöhnung.

Gerhard Gnauck